

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 2 (1898)
Heft: 3

Artikel: Ein Stiergefecht in Mexico
Autor: Weber, L.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571964>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

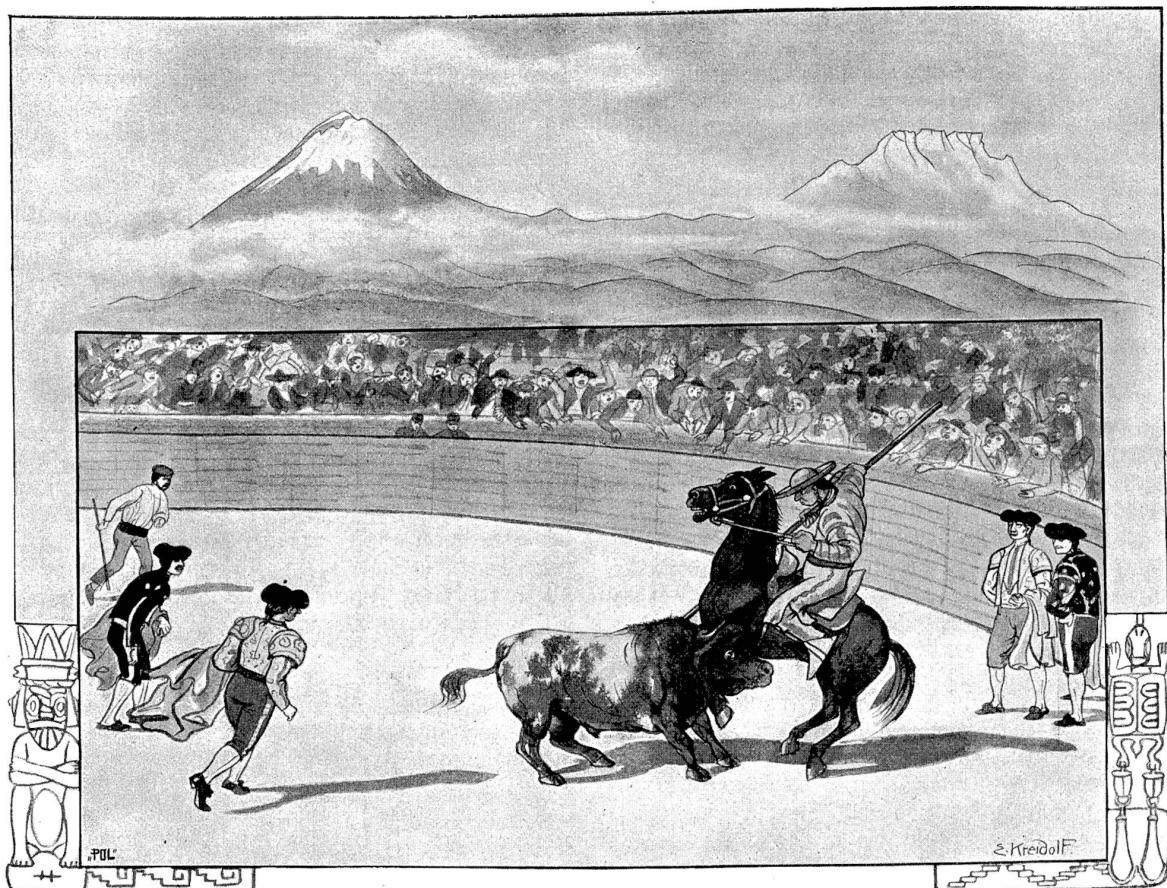
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ein Stiergefecht in Mexico.

Von L. Weber, München.

Mit zwei Vignetten von Ernst Kreidolf, München.

In Puebla de los Angeles, der Engelsstadt, die einige tausend Meter hoch unweit der beiden mächtigsten Vulkane Mexikos zwischen welligen Hügeln lagert, war für den nächsten Sonntag ein Stierkampf angekündigt.

Schon acht Tage vorher spielten die kleinen, schwarzen Teufel von Indianerbuben allabendlich Stierfechten in den Anlagen vor der Kathedrale, die mit dem bunten Mosaik ihrer Kuppeln und Türme herrlich aus dem tiefen subtropischen Grün zum immerblauen Himmel hinaufragte.

Als ich am Sonntag nachmittag den Ring des Tausende von Personen fassenden Amphitheaters betrat, strahlte die Sonne verklärend und vergoldend über die sanften Höhen ringsum, schimmernd grüßte über den Rand des ungedeckten Baues die fremdartige, farbige Pracht der unzähligen spanischen Dome von der Stadt herein, und mir im Rücken glänzten in duftiger Bläue die einsam aus der hügeligen Ebene aufragenden riesigen Schneehäupter des Popocatépetl und Ixtahuatl. Ich hatte einen Sitz auf der vorteilhafteren Seite der stufenweise übereinander steigenden Reihen, einen sogenannten Schattenplatz, erworben. Hier hatten sich erst wenige Leute eingefunden; mir gegenüber aber, auf der Sonnenseite, da lärmte schon, eifrig gestikulierend, das behende

Volk der Indianer und Mestizen in gedrängten Scharen: ein wirres, durcheinander schwirrendes Rufen von unzähligen Stimmen, das doch wieder wie ein zusammenhängendes Ganzes zum Himmel empordringt, während einzelne Schreie darüber hinausgalten und manchmal einer von den braunen Kerlen jäh auffpringt, die Hände über dem Kopfe schwingend. Grell leuchtet die südliche Sonne auf den weißen Linnengewändern, den rotgrünen Zarapes, großen Manteltüchern, die der Indianer unter Tags über die linke Schulter geschlagen trägt; seltsam starrt von drüben das Heer der hohen, spitzen Filzhüte mit den unmäßig breiten Rändern, und noch seltsamer funkeln darunter für unsreinen all die pechschwarzen, in wilder Lust erregten Augen.

Jetzt begann es auch um mich voller zu werden. Die Stadtplage Mexikos, der English radebrechende Kuppler von einem Mestizen stellte sich ein und pries dem Fremden zudringlich die Reize seiner läufigen Schönheiten an. Wohlhabende Landbesitzer sammelten sich in Gruppen, stattliche Männer, deren hohe, perlgraue Filzhüte mit ganzen Blumengewinden von Silber eingelebt waren, und denen malerisch drohend die überreich verzierten Griffe ihrer Pistolen hinter den kurzen Sammetjacken hervorstanden. Dann erfüllte die Menge

der städtisch gekleideten Bürger, meist Mischlinge oder dunkelhäutige Kreolengesichter, unter denen hin und wieder ein blaßiertes Allerweltsreisenden-Antlitz auftauchte, die Plätze. Und das alles redete und rief durcheinander und brach jedesmal, wenn sich das Thor unten zu öffnen schien, in ein wildes Johlen aus.

Endlich thaten sich die Schranken auf und der Zug der Stierkämpfer nahte. An der Spitze der Truppe schritt in reicher Goldtracht er selber, der Matador, ein Gesell schlank und geschmeidig wie eine Klinge, mit hochmütig-vornehmen Abenteureraugen, unter die ein lasterhaft leidenschaftliches Leben leichte, bläuliche Ringe gezeichnet, und wie er seinen verwegenen Lockenkopf grüßend enthüllte, da schien das Beifallsgeschrei der Menge über sich selber hinaustönen zu wollen. Dem Meister auf dem Fuße folgte die glänzende Bände der silbergeschmückten Banderilleros, die den Stier mit farbigen Tüchern wütend machen und ihm die Widerhaken eines kurzen, buntbebänderten Stabes in den Nacken stoßen müssen. Zuletzt erschienen auf unscheinbaren, ledergepanzerten Rossen halb ritter-, halb räubermäßig die beiden Picadores, große, schwere Bursche in dicken, mit Stickerei besetzten Lederhosen, den hohen Filzhombrero auf dem Kopf, lange Lanzen im Arm.

Langsam bewegt sich so die phantastische Schar im goldensten Sonnenschein durch die Arena; umjaucht vom Beifall der Menge schwingen die schmuckhimmernden Gestalten unten die Mützen, und es ist, als schaute eine ferne, abenteuerliche Zeit von dorther in die Gegenwart.—

Der Zug hatte sich aufgelöst. Der Matador lehnte lässig an der Barrière, und die Picadores warteten im Hintergrund mit gesenkten Lanzen, während die vier Banderilleros mit ihren bunten Tüchern sich über den Kampfplatz verteilten. Die Stallthür flog auf, leichter Hufdonner erdröhnte, und der dunkle, kräftig gewachsene Kampfstier kam, mit dem Haupt fast am Boden, in die Arena gestürzt. In der Mitte der Rundbahn hielt er plötzlich an und starzte mit wilden Blicken um sich, verwirrt von dem auf ihn eindringenden Lärm, dem funkelnden Sonnenlicht und der Masse farbenprächtiger Kostüme. Sofort begannen die Banderilleros, ihre langen, grellen Tücher malerisch schwenkend, den Verblüfften zu reizen. Sowie er aber mit jähem Entschluß einem nachsetzte, kreuzte ihm augenblicklich ein anderer mit seinem Wimpel den Weg, und bald sah man den Unhold im Zack wie rasend in der Arena herumfahren, während um ihn herum die prächtigen Gestalten aufs kräftigste und schnellste mit ihren flatternden Fahnen sich tummelten.

Da verzogen sich die Banderilleros, einer nach dem andern ihre Fahnen einrollend, vom Schauplatz und die Picadores ritten, ihre Lanzen kampffertig erhebend, aus dem Hintergrunde heran. Der Stier durchmaß mit gesenkten Hörnern, den Schweif hoch in den Lüften, in schnellstem Laufe kreisend den Platz. Plötzlich aber schoß er, mit einem Ruck aus seiner Bahn lenkend, ganz unerwartet auf den einen Picador zu, und ehe es dem überraschten Manne gelang, die Lanze gegen ihn zu richten, hatte er den Gaul mit ein paar wütenden Stoßen auf die Hinterbeine gestellt und im nächsten Augenblick Roß und Reiter in den Sand geworfen. „Bravo, bravo, el toro!“*) jauchzte es allenthalben. Das erste Blut

färbte den Boden der Arena. Die Banderilleros eilten von neuem auf den Stier zu, um ihn rasch vom Roß wegzulocken, das mit herausgerissenen Eingeweiden verendend dalag; und während der erhitze Sieger den schnellfüßigen Burschen nachjagte, hinkte der gestürzte Picador unter dem tosenden Gelächter und gellenden Pfeifen des Publikums vom Kampfplatz.

Aber auch mit dem Einbohren der Fähnchenhaken in den Nacken des Tieres, das nun erfolgen sollte, hatten die Kämpfer nicht mehr Glück. Statt die Widerhaken über die Hörner hinüberzustoßen, wie es die Uebung verlangte, mußten sich die Banderilleros begnügen, dem gefährlichen Gesellen ihre Waffen von der Seite anzuwipzen, was ihnen ein langandauerndes „Abajo“**) geheul von Seiten der Menge eintrug. Endlich stand der Stier, das braune Fell zu beiden Seiten des Halses von Blut durchsickert, bestellt mit einem halben Dutzend bunter Fähnchen, die bei jedem seiner Schritte schwankten und tanzten, daß ein Trompetensignal erschallte und der Matador trat vor. In seiner Linken trug er dem gereizten Tier eine rote, an einem Stabe befestigte Fähne entgegen. Sofort stürzt der Stier darauf zu, der Matador aber, mit fühllem Lächeln einen halben Schritt zurücktretend, läßt den Bullen, das Tuch über ihn hinaushaltend, unschädlich an sich vorüberdröhnen. „Bueno, muchacho!“***) gelst ein enthusiastischer Schrei, und die Luft erzittert vom Jubel der Zuschauer. Ungezwungene Selbstbeherrschung in jedem Glied der stählernen Gestalt spielt jetzt der Fechter graziös und verächtlich sein Spiel. Mit lässiger Überlegenheit narrt er den Wütenden, ja manchmal geht er, geringshäzig ihm den Rücken wendend, dicht vor seinen Hörnern einher, während das Ungetüm mit geducktem Kopf atemlos, schnaubend, daß der Sand auffliegt, hinter ihm dreinzieht. Plötzlich springt ein Teil der Zuschauer empor, und der niemals schweigende Lärm hastet zu einem schnelleren Durcheinanderrufen auf. Nun wird's Ernst, der Moment der Entscheidung naht: der Matador hat sich eine nackte Klinge geben lassen. Er tritt, sich fest hinstellend, dem Tier entgegen, streckt das blutrote, reizende Tuch mit der Linken vor sich und erhebt darüber den Degen zielend vors Auge. Das Tier rollt, den Kopf schüttelnd, die heimtückischen Augen und dann stürmt es auf einmal dem Feinde entgegen, als müßte es diesmal den Unfaßbaren fassen. Aber es trifft nur den spitzen Stahl, den es sich durch die Wucht seines Anpralls fast bis ans Heft in den Nacken rennt, und vor dem zur Seite tretenden Matador noch bricht der Stier lautlos zusammen.

Ein donnerndes Bravo! . . . Cigarren, Zigaretten, Geldbörsen, Equis, kostbare und wertlose, regnen aus dem Zuschauerraum in den Sand. Ein enthusiastischer Landmann schwingt seinen Sombrero über dem Kopf und schleudert ihn dann hinunter. Schauer von Hüten folgen dem Beispiel des ersten. Die Genossen sammeln dankend die Gaben, die Hüte aber wirft der höflich-stolze Matador selber mit elegantem Schwung ihren Besitzern wieder zu, die, beglückt, die durch die Hand des Siegers geweihte Bedeckung aufzusetzen.

Beim nächsten Stier erregt die Begeisterung des heißenblütigen Publikums vor allem ein Banderillero, ein mittelgroßer, magerer, kräftig gewachsener Mann mit

*) Bravo, Stier!

**) Nieder!

***) Wacker, Bursch.

einem bleichen, leidenschaftlichen Gesicht, dessen beim Atemholen stets weit geöffneter Mund anzuzeigen scheint, daß im Innern des muskelhartem Körpers doch schon heimlich zerstörende Gewalten an der Arbeit sind. Hastig mit beiden Händen sein Fähnchen hoch emporweisend, eilt er, ohne alles Zögern und Überlegen, mit voller Nichtachtung seiner selbst, dem auf ihn zu galoppierenden Tier entgegen, grad als wollt' er sich darüber stürzen. Jetzt glaubt man ihn, wie er die Arme über die Hörner reckt, gespielt in die Lüfte fliegen zu sehen, da sitzen die Haken auf einen Stoß und, indem er sich jäh herumwirft, entgeht der Tollkopf dem drohenden Verderben, indem der Stier verblüfft ins Leere hinein schießt. Einmal freilich kann sich der Mann nur durch einen verzweifelten Sprung über die Barrière retten, und dabei hat ihm das Horn des nachsehenden Tieres den Atlasstrumpf aufgerissen und das Knieband zersprengt. . . .

Der dritte Stier saust auf den Kampfplatz. Aufgestachelt steigert sich die Blutgier der Zuschauer. Einem unglücklichen Roß, das mit aufgeschlitztem Hinterschenkel und durchbohrter Brust, bluttriefend und zitternd, nicht vom Fleck will, wird der Gnadenstoß durch den Pöbel verweigert. Ein wildes "Ah" der Befriedigung geht durch die Reihen, als ein Stier mit durchstochner Lufttröhre, betäubt den Kopf senkend, dasfaßt, während ihm das Blut ununterbrochen aus dem Maule strömt, und gierig vorgestreckten Halses verfolgen die grausamen Kerle alle Phasen des Todeskampfes bis zum letzten Erbeben der Glieder und endlichen Zusammenstinken des Opfers.

Dann wieder, nach all diesen wüsten Blutseenen, galoppiert mit einem Male ein junger, kraushaariger Stier mit braunen, fröhlichen Augen, erhobenen Hauptes, munter und unbefangen in die Arena. Vergleichlich suchen ihn die Banderilleros zu reizen: gutmütig schnuppert er an den vor seiner Nase wehenden, bunten Tüchern herum oder er läuft ihnen wie ein Hund in gemütlichem Trabe nach. Ungeduldig reitet der eine der Picadores geradewegs auf das unverständige Tier zu, hebt seine Lanze und winkt ihm kühn zum Kampf.

Umsonst! Der Stier will die Herausforderung nicht beachten; mit Hohn und Spott zieht der Reiter vor dem Feigling den Hut; als aber auch das bei dem Schamlosen nicht versagt, schmeißt er ihm in höchster Verachtung seinen Sombrero vor die Füße. Carambo carajo! *) schallt es aus dem Zuschauerraum, und noch ein Hut, von einem hitzigen Mexikaner hinunter gewirbelt, rollt vor den Stier. Erstaunt betrachtet sich dieser diese merkwürdigen Gegenstände. Ein helles Gelächter anstimmding, beginnt das Volk nach den Ochsen zu rufen, die in solchen Fällen in den Ring getrieben werden, um den Kampfunlustigen in ihrer Herde mit hinauszunehmen. Der Picador wendet sich fragend zur Loge der Kampfrichter hinauf, aber auf ein stummes Kopfchütteln des Vorsitzenden zieht er seine Lanze auf und sticht sie dem ahnunglosen Tier in die Schulter, daß es erschrocken davon springt. Ein empörter Aufschrei entringt sich tausendstimmig dem Volk. „No! no! no!“ donnert es dann von allen Seiten, dem Kampfe Einhalt gebietend. Man hämmert mit den Stöcken, man trampelt mit den Füßen auf den dröhnennden Bretterboden. Ein wilder Haufen hängt, mit Fäusten drohend und fluchend, an der Loge der Kampfrichter. Ich meine einen Aufstand

zu erleben, aber ruhig, als ginge es ihn nichts an, raucht der Vorsitzende dicht vor all den heißen Gesichtern und fuchtelnden Armen seine Cigarre weiter, und während sich schließlich das wilde Gestampf und Gejohl in ein lautgeregeltes Donnern und alle Augenblicke unisono wiederholtes Aufbrüllen der Menge verwandelt, vor dem das Amphitheater auseinander zu bersten droht, geht unten das Spiel seinen Gang weiter; der verwirrt retirierende Stier wird mit Fähnchen bestellt und der Matador erscheint. Er thut sein Möglichstes, um die Aufmerksamkeit des tobenden Publikums auf sich zu lenken. Es ist ihm gelungen, das gutmütige Tier zu einer Art von Raserei zu bringen. Dicht vor den stoßenden Hörnern haltend, dreht er sich, ohne zu fliehen, in einem kleinen Kreise. Der Stier mit seinem gewaltigen Nacken taucht alle Augenblicke nach ihm, um ihn emporzuschleudern, aber immer wieder verfehlt er seinen Mann. Lange will die Menge nichts sehen, endlich aber kann sie sich nicht länger halten; von ihrem Zorne lassend, kehrt sie sich plötzlich in brausender Begeisterung dem Matador zu, und die ganze Erregung von vorhin ist spurlos vergessen. Doch unterdessen ist die aufflackernde Wut im jungen Tiere schon wieder erloschen. Es ist erschöpft. Traurig blickend zieht es sich vor der blanken Klinge seines Peinigers zurück, bis er ihm mit dem Stahl die Schnauze peitscht. Da holt es schließlich gezwungen zu einem matten Angriff aus und taumelt halb bewußtlos in die vorgehaltene Klinge des Schlächters. Mit einem leisen, kläglichen Todesgebrüll fällt es verendend nieder.

Bald setzt es einen neuen Höllenspektakel. Diesmal vermag der Matador sein Opfer durchaus nicht tödlich zu treffen. Drei Schwerter stehen schon zur Hälfte teils im Hals, teils in den Schultern des Tieres, daß mit seinem unerwarteten Ausweichen im letzten Moment immer wieder die Absicht seines Gegners vereitelt. Es ist kein schöner Anblick, den blutenden Bullen mit den hin- und herschwankenden Klingen bespießt herumlaufen und vor Schmerz schaudern zu sehen. Ein kleines, blaßgesichtiges Büschchen erhebt sich ganz verfört von seinem Platz; einer amerikanischen Dame wird übel und sie muß halb ohnmächtig hinausgeführt werden. „Lasso! Lasso!“ verlangt das Volk, dem es nun auch zu viel wird, immer stürmischer und zwei Reiter in mexikanischer



*) ein derber Fluch.

Landestracht trafen auf den Kampfplatz, die Schlingen ihrer Seile über dem Kopfe wirbelnd. Ein Schwirren der einen Schnur, ein Ruck und der Stier ist an den Hörnern gefangen. Zurückgehend hebt er den einen Hinterfuß und im Augenblick schlingt sich, mit unfehlbarer Sicherheit geworfen, das zweite Lasso darum. Die Reiter galoppieren auseinander, der Stier dröhnt zu Boden und der in dunklen, silberdurchwirkten Sammet gekleidete, athletisch gebaute Meßger naht ihm von hinten, um ihm den Genickstoß zu geben.

Endlich war auch der letzte der auf dem Programm versprochenen Stiere getötet, und ich war, in der Meinung, daß nun alles aus sei, grad im Begriff, mich aufzumachen, als ein Getümmel auf der Sonnenseite des Zuschauerraumes entstand und plötzlich eine ganze Volksmasse die Zarapes von der Schulter reißend, in die Arena hereinbrach. Starr vor Schrecken glaubte ich im ersten Moment an eine Panik. Doch nein! Unten angelangt, hält die Bande; hochaufhüpftend und die Zarapes schwingend scheinen sie noch etwas zu erwarten. Die Sonne ist untergegangen, und eine bläuliche Dämmerung erfüllt leise verschleiernd die Lüfte. Mit einemmal öffnet sich die Stallthür und zu meinem höchsten Entsezen rennt ein Stier in vollem Lauf in die wehrlose Menge. Aber mit schrillem Jubel empfängt das Volk den unheimlichen Gast, dessen Hörner allerdings durch dicke Verhüllungen um ihre Schärfe gebracht sind. Und vor ihm her und um ihn herum und hinter ihm drein in breitem Strom stürzend, höhnt und reizt und schlägt es mit Fäusten und Tüchern. Gleich einer Schar von Gespenstern tanzen die weiß gekleideten Gestalten in der Dämmerung herum; wie ein dunkler Dämon jagt der Stier zwischen ihnen. Gespensterhaft wirkt es auch, wie sie in dem

Gedränge dem rasenden Tier auszuweichen verstehen, oder wie die zu Boden Gefallenen, über die hin der Unhold steht, sofort wieder ausspringen und dem Stier, als wäre nichts geschehen, nacheilen. Wie die Stallthüre neuerdings aufgeht, rettet sich der von der Unzahl seiner Quälgeister ganz in Verwirrung gebrachte, froh einen Ausweg zu finden, hinein und verschwindet, verfolgt von höllischem Hohn und Gelächter, hinter den zuschlagenden Thoren. Das war der Gipfel der Volkselustigung und der Schluß des Stierkampfs, wie ich ihn in Puebla gesehen.

Als ich am nächsten Morgen über die weite, glänzende Ebene dem altaztekischen, am Fuß der beiden Vulkanen gelegenen Dörfern Cholula zupilgerte, erlebte ich noch ein possierliches Nachspiel des gestrigen Kampfes. Die Eingeweide der gefallenen Rossen waren vor die Stadt, dicht neben die Landstraße, hinausgefahren worden, und nun stritten ganze Scharen von Aasgeiern und Hunden darum. Mit wütig-klagendem Geheul fielen die Hunde die großen Vögel an; diese aber hüpfsten gravitätisch-energisch, die mächtigen Flügel wie eine Art ungeheuerlicher Arme ausspannend, den Feinden entgegen und wußten mit den spitzen Schnäbeln so schnell und wirksam dreinzufahren, daß die armen Vierfüßer immer wieder jammervoll die Flucht ergreifen mußten.

Zu wessen Gunsten aber dieser Kampf schließlich geendet, kann ich nicht sagen; denn bis ich bei sinkender Sonne an demselben Punkt wieder vorbei kam, waren Hunde sowohl wie Vögel spurlos verschwunden und von der umstrittenen Mahlzeit auch nicht ein Zeichen mehr übrig geblieben.

Heimkehr.

Als wär' ein wunderheller Frühlingstag
Zu einem Winternärrchen jäh erstarrt:
Ein Schneewittchen, das der Erlösung harrt,
Schien mir der Tag, der auf der Erde lag.
Bis daß des Lenzes lautes „Werde“
Der Schläferin Ohr verheißend traf,
Verhart die Weltprinzessin Erde
In ihrem starren Todeschlaf.

Ja einst — im Frühling — pflügte ich mein Feld,
Mein Glückstern glaubte fruchtete den Pfad,
Das mir vertraute Pfund ward gut bestellt
Und erntesicher schritt ich hin zur Mahd —
Da fand ich meiner Hoffnung Fluren leer
Und regentrüb fiel mich das Unglück an,
Sein Schattenwurf verfinsterte die Bahu
Und seither lockt mich keine Hoffnung mehr — —

„Nicht dir zur Seite, Sorge — Bleib' zurück
Und las' einmal die Hoffnung mich geleiten,
Die junge Maid mit ihrem Schleierblick,
Das füllhorn tragend, übervoll an Glück,
Mit ihr möcht' ich durch winterschene Weiten,
Durch Erdenlande lenzentgegen schreiten —
O bleib' zurück —

Ich komme wieder,
Dir mich zu verbinden . . .
Prangt erst der Lenz in seinem grünen Mieder
Und träum' auch ich im Rausch der Schöpfungslieder . . .
Der holde Traum wird — ach so bald, entschwinden,
Der Weg zur Sorge ist ja leicht zu finden“ — — —

Einst ließ ich glückverklärt die Hoffnung walten,
Die leise Einzug hielt in meinem Ich.
Ein alter Wahn hat ihr die Waag' gehalten,
Der Wahn vom Glückstern, welcher längst verblich —

Nun füllt mich Sehnsucht nach den fernen Welten,
Wo nicht der Zufall mehr das Wohl bedingt,
Wo Schätze, Titel, Herkunft nimmer gelten
Und wo kein Leid dem Dasein mehr entspringt.

Woher der Hauch, der mich so bang befällt?
Was war's, das mir so heiß die Stirne küßte? —
Es ist die Sorge, die ihr Kind vermißte, —
Und das sie neuverklärt umfangen hält . . .

Zürich, im Februar 1898. Paul Ilg.